

Die „Neuköllner Leitlinien“

Interkulturelle Kulturarbeit in Berlin-Neukölln

Dorothea Kolland, Leiterin des Amtes für Kultur und Bibliotheken

Nachdem Neukölln seit einigen Jahren den vom „Spiegel“ verliehenen Ehrentitel „Bronx von Berlin“ trägt, wurde es nun von der „Zeit“ promoted zur „neuen Frontstadt der deutschen Kulturkämpfe“¹. So dumm dieses Gerede ist, so sensationsheischend der sogenannte „Neukölln-Film“ „Knallhart“ von Detlev Buck ist, so wahr ist die Tatsache, dass man als in Neukölln LebendeR und/oder ArbeitendeR keine Chance hat, sich um die Erkenntnis der Tatsache herumzudrücken, dass Deutschland ein Immigrationsland ist, das durchaus noch einige Probleme zu lösen hat. Ebenso ist es ausgeschlossen, in einem solchen Gemeinwesen für Kultur verantwortlich zu sein, ohne dessen Multiethnizität als gewichtigen Faktor zu beachten. Dazu reicht der Weg von der U-Bahn-Station in mein Büro.

Guter Wille reicht nicht. Es ist auch nicht so, dass man sich diesen Arbeitsbereich mit einem ausgefeilten Konzept widmen und dann quasi nach Lehrbuch agieren und alles richtig machen könnte. Nach wie vor – dies sei nach 25 Jahren Neukölln-Kultur gesagt – ist der entscheidende Arbeitsansatz ein Handlungsforschungskonzept, das weitgehend auf Learning by doing beruht, dabei natürlich stets die gemachten Erfahrungen bedenkend und reflektierend. Für die Reflexion und Weiterentwicklung entscheidend ist natürlich ein ständiger Blick in die Welt, auf die Arbeit der Kollegen in anderen Kommunen und Ländern, in die Wissenschaft, auf die Weltpolitik. Und – last but not least – eine große Neugier auf die Kunst und Kultur dieser Welt. Dieser Lernprozess soll im folgenden dargestellt werden, insbesondere die Entwicklung der „Neuköllner Prinzipien“ von Kulturarbeit in einer multiethnischen Kommune. Zu beginnen wäre bei zwei Unbekannten, bei „Interkultureller Kulturpolitik“ und bei „Neukölln“.

Was ist „Interkulturelle Kulturpolitik“?

Wenn darunter Kulturpolitik erwartet wird, die sich damit befasst, wie Kultur auf die vielen in Deutschland lebenden Menschen nicht-deutscher Herkunft und/oder Nationalität reagiert und dies auf Kultur und die daraus resultierenden möglichen Handlungsentscheidungen bezieht, so wird auf Bundes- und Landesebene rasch deutlich, dass es diese Politik nicht gibt. Das weitestgehende Konzept, das eine gute Grundlage für diese Handlungsentscheidungen darstellen könnte, legte Bettina Heinrich im Auftrag des Deutschen Städtetags in der Studie „Globalisierung, Migration, Integration, Segregation. Herausforderung für eine moderne Stadtgesellschaft, Stadtpolitik und Kulturpolitik – ein Problemaufriss“ vor. Einige wenige Städte wie Nürnberg und Stuttgart haben für sich Leitlinien entwickelt. Nordrhein-westfalen bemüht sich auf Landesebene um ein Konzept. Die „Kulturpolitische Gesellschaft“ hat mit ihrem Kongress „InterKulturPolitik“ 2003 einen beachtlichen Akzent gesetzt und insbesondere zur Förderstrategie wichtige Aussagen getroffen. 2 Aktive Kulturpolitik aber ist daraus noch nicht geworden. In Berlin ist man davon besonders weit entfernt. In der Senatsverwaltung für

¹ „Die Zeit“ vom 23.02.2006, S. 45

² inter.kultur.politik. Kulturpolitik in der multiethnischen Gesellschaft. Dokumentation des 2. Kulturpolitischen Bundeskongresses. Essen 2004

Wissenschaft, Forschung und Kultur beschränkt sich dieses für Berlin drängende Politikfeld auf einen kleinen Fördertopf, die Parteien des Abgeordnetenhauses sind gerade erst mühsam dabei, es zu entdecken. Das seit Sommer 2005 – erstmals in der Geschichte Berlins! - vorliegende

Integrationskonzept des Senats, koordiniert vom Integrationsbeauftragten, beschränkt sich in seinen Aussagen zu Kultur auf dürftige Selbstbeweihräucherung des eigentlich zuständigen kaum existenten Referats in der Kulturverwaltung. Immerhin wird über das Programm „Soziale Stadt“, koordiniert von der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung, Immigration und Multiethnizität wahrgenommen und darauf reagiert.

Dies sollte die Bezirke Berlins, in denen sich das multiethnische Zusammenleben zuträgt, nicht davon abhalten, selbst Konzepte und Taten hervorzubringen, denn erstens sind qua Verfassung die Bezirke in ihren politischen Schwerpunktsetzungen durchaus autonom, solange sie sich nicht gesamtstädtischer Politik widersetzen, zum anderen sind die Fakten in den einzelnen Bezirken ausgesprochen unterschiedlich. Haben Bezirke wie Neukölln, Friedrichshain/Kreuzberg und Mitte lt. Statistischem Landesamt Ausländerquoten um die 35%, so sind es in Pankow oder Reinickendorf weit unter 10%. Die Ansiedlung von Immigranten konzentriert sich in Berlin nach wie vor auf die alten Westbezirke Neukölln, Kreuzberg, Wedding und Tiergarten (beide heute Mitte), in diesen Bezirken konzentriert sich auch die Armut Berlins.³

Ein solches Konzept jedoch hat es selbst in Neukölln, seit vielen Jahren einer der von Immigration am meisten betroffenen Bezirke Berlins, nicht gegeben. Es fehlte an politischen Konzepten, die in konsequentes einheitliches Verwaltungshandeln hätten umgesetzt werden können. Wenn der Bürgermeister von Neukölln, Heinz Buschkowsky, heute öffentlich in den Medien davon spricht, dass „Multikulti“ gescheitert sei, so trifft dies auf seinen Bezirk nicht zu – etwas kann nur scheitern, wenn es als Leitlinie aufgestellt war. Es gab in Neukölln keine entsprechende Politik, die unterschiedlichen Verwaltungen agierten so, wie es den jeweils Verantwortlichen richtig erschien und so gut sie konnten; es gab auch erst seit 2002 eine Migrationsbeauftragte. „Lila-Latzhosen-Wir-Gefühl“ kam nur sehr selten auf (die zu lösenden Probleme waren immer hart), und wenn, war das manchmal nötig, um Kraft für den nächsten Konflikt zu schöpfen. Dies war z.B. eine der wichtigsten Funktionen des großen Festes „Kiez International“: einmal im Jahr gemeinsam feiern, um 363 Problemtage zu überstehen.⁴ Und die gravierender werdende Konflikt- und Problemballung ist keine Folge einer nicht existenten Multi-Kulti-Politik, sondern viel zu lange nicht zur Kenntnis genommener Migrationsbewegungen (Akzeptanz des Einwanderungsland-Status) und zugleich sozialer Verelendungsprozesse. Dies führt zur zweiten Unbekannten, Neukölln.

Was ist Neukölln?

Neukölln hat 310 000 Einwohner.

Dann wird es schwierig, weil ab hier keine ganz Neukölln umfassende Aussage mehr stimmt, zumindest keine, die irgend welche statistischen (Sozial-)Daten betrifft. Der Durchschnitt lügt immer in Neukölln.

³ Sozialstruktur-Atlas, vorgelegt von der Senatsverwaltung für Gesundheit, Soziales und Verbraucherschutz. Berlin 2003

⁴ vgl. Kolland, Dorothea: „Kiez International“ in der Contact Zone“. Interkulturelle Konzepte in Neukölln. In: Jahrbuch für Kulturpolitik 2002/ 2003. Essen 2004

Neukölln ist seit 1920, der Geburtsstunde Groß-Berlins, eine Agglomeration verschiedener Städte und Gemeinden unterschiedlichster Prägung. Die Arbeiter-Großstadt Rixdorf – ungefähr identisch mit dem Gebiet, das heute Nord-Neukölln umfasst – hatte spätestens ab 1890 ähnliche Probleme wie ihre Nachfolgerin; die südlich davon eingemeindeten Dörfer Britz, Buckow und Rudow waren immer schon etwas anderes. Ab 1960 entstand die neue Siedlung Gropiusstadt. Die Fläche von Nord-Neukölln (Grenze: S-Bahn-Ring) umfasst höchstens 1/20 der Bezirksfläche, die Bewohnerzahl jedoch ist in beiden Bereichen ungefähr gleich groß.

In früheren Jahren der Bezirksvergleiche schnitt Neukölln im Durchschnitt nie sehr schlecht ab (im Süden lebt man durchaus wohlsituiert), jedenfalls nicht so, dass man auffällig geworden wäre. Dabei waren längst die gleichen Probleme wie in Wedding oder Kreuzberg entstanden, nur der Durchschnitt erlaubte es, über sie wegzusehen. Hätte man nur Nord-Neukölln mit dem von der Bevölkerungszahl her entsprechenden (ganz) Kreuzberg verglichen, wäre nicht nur Kreuzberg zum Förder-Eldorado geworden...

Es fehlten aber auch die wehrhaften Kreuzberger: Das alte rote Rollbergviertel, das sich den Nazis ernsthaft widersetzte, konnte ohne großen Widerstand und ohne dessen externe Unterstützung durch Architekten, Stadtplaner und ihren Nachwuchs quasi als Berliner Modellprojekt kahlschlagsaniert werden; die dort wohnenden Arbeiter und kleinen Angestellten wussten nicht, wie sich wehren. Es gab in Neukölln kein Wohnungspotential für die jungen selbstbewußten Berliner (die ja meist Schwaben oder Bayern waren), die in Kreuzberg vieles verhinderten: In Neukölln-Nord, der dichtestbebauten Region Berlins, gab es zu 90% 1- bis 2-Zimmer-Wohnungen, für WGs einfach ungeeignet. Es gab kein nennenswertes Protestpotential, selbst die Jusos durften nicht aufmucken, und wenn ja, wurden sie von der (sehr konservativen) Neuköllner SPD verbal verprügelt.

Erst seit wenigen Jahren ist die Realität Neuköllns bewusst in den Köpfen – zu einem Zeitpunkt, zu dem sich die Problemlagen verfestigt haben. Über 50 % der Nord-Neuköllner und über 80% der Nord-Neuköllner Grundschüler sind nicht-deutscher Herkunft. Man geht in ganz Neukölln von über 23% Arbeitslosigkeit aus, 13,7% leben in „Bedarfsgemeinschaften“ nach Hartz IV. Der Anteil der Nord-Neuköllner Migranten (Arbeitslosigkeit in ganz Berlin: 44%) kann entsprechend geschätzt werden. Über 40% der Neuköllner Schüler erwerben keinen Schulabschluss. Neun von 34 Quartiersmanagements des Bundesprogramms „Soziale Stadt“ – „Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf“ – sind allein in Neukölln eingerichtet.

In Neukölln-Nord ist das Realität, was in der Literatur als gewichtigstes Hindernis von Integration und Entfaltung gemeinsamen Zukunftspotentials gilt: die Amalgamierung von Armut, Arbeitslosigkeit, sozialer Randständigkeit, Bildungsferne und Migration. Soziale Probleme, die Autochthone betreffen, betreffen Migranten doppelt und dreifach.

Und dennoch ist Neukölln ein Bezirk voller Gegensätze, Überraschungen und Potentiale:

Alte Feldstein-Dorfkirchen, Schlößchen und Gutshäuser, viel Wasser und Hafengelände, quadratkilometerweise Kleingärten, die höchsten Wohnhochhäuser Berlins, große Einfamilien- und Vorstadtwillenregionen, engste Hinterhofbaustrukturen, die Weltkulturerbestatus anstrebende Taut'sche Hufeisensiedlung, eine Magistrale, die in ihrer Vielfalt als Architekturmuseum der städtebaulichen Explosionsphase Berlins erhalten kann und in ihrer Ladenstruktur wie ein Konglomerat des lokalen Welthandels aussieht, Dreck und Hundekacke, der wunderschönen Körnerpark und der großzügige (aus einer Bundesgartenschau hervorgegangenen) Britzer Garten, traditionsbewusste Bürger, eine rasch

wachsende Künstlerschar und viele Kultureinrichtungen, darunter eine „Neuköllner Oper“, eine enorme Vielfalt des Warenangebots auch in ethnischer Hinsicht, der Türkenmarkt, ein ausgeprägtes Vereinswesen, viele Bildungseinrichtungen, Bürger aus ca. 165 Nationalitäten – und viele, viele arme Menschen.

Es lohnt sich, in diesem Bezirk Kultur zu machen. Nicht, weil man davon reich&berühmt würde, sondern weil sowohl Potential wie Bedarf für eine vielfältige Kulturlandschaft da ist – man muss es nur entdecken.

Konzeptentwicklung: Learning by doing

Noch ist Kulturarbeit wie Kulturpolitik im multiethnischen Kontext immer ein Versuch, ein Experiment, ein Vorwärtstasten, das immer wieder zu korrigieren, neu auszurichten ist und neue Blickwinkel zu erfassen hat. Von großer Bedeutung ist der Blick nach außen, in andere Städte, Ländern, Kontinente, und der Blick von draußen, der einem selbst nach Erfahrungen in der Fremde möglich wird. Neben Erfahrungen in den Niederlanden, Großbritannien und Argentinien war für die Qualifizierung meiner Arbeit in Neukölln ein Aufenthalt in Toronto entscheidend⁵.

Aufgrund langer Erfahrungen, umfänglichen Wissens über das Gemeinwesen, in dem ich zu arbeiten habe, Erfolgen und Misserfolgen (die zahlreich, aber ausgesprochen lehrreich waren) haben sich aus einem Fleckerlteppich von Projekten Linien ergeben, die für mich eine gewisse Gültigkeit haben, dennoch aber immer ergänzt oder geändert werden müssen und die immer wieder schwer zu realisieren sind.

Einige diese Linien konstituierende Erfahrungen sollen hier zusammengetragen werden:

Partnerschaft mit den Communities: Fast am Anfang der Arbeit in Neukölln (1983) stand ein Projekt, das sich „Deutsche und Griechen. Bilder vom anderen“ nannte, eine Ausstellung mit umfänglichem Begleitprogramm. Seine Spanne reichte von den Philhellenen bis zur – damals noch aktuellen – Junta-Zeit, von hellenisierend-klassizistischen Fassadengestaltung bis zum Alternativtourismus. In enger Kooperation mit den Byzantinisten der FU wie dem gerade neu entstandenen griechischen Beratungszentrum „To spiti“ entwickelten wir ein wunderbares Programm, das von griechischen wie deutschen Berlinern hoch geschätzt wurde. Ich erlebte die soziale und organisatorische Kompetenz der griechischen KollegInnen und Fähigkeit zu Freundschaft. Meine Hochachtung vor der ersten Community, mit der ich zu tun hatte, wuchs. Ähnlich erging es bei Kontakten mit Türken („Türkenzentrum“) und Jugoslawen. Ich lernte, dass ich nur in Partnerschaft mit den Communities den Fuß auf multiethnischen Boden würde bringen können.

Ethnische Segregation: Diverse Konzerte mit türkischen, griechischen, balkanesischen Musikern, getrennt oder vereint (d.h. hintereinander weg) in dem schönen Kulturzentrum Saalbau mitten in Nordneukölln ergaben niederschmetternde Publikumsergebnisse. Es kam nur jeweils die enge Community (und einige deutsch-kulturelle Fans) zu den jeweiligen Gruppen. Diese Erfahrung haben viele Veranstalter gemacht: Die Communities sind wenig bereit, sich auf die Kultur der jeweils anderen einzulassen, und dies schon gar nicht, wenn es in den

⁵ Teilnahme an einem Forschungsprojekt der Universität Kassel, „Offene Stadt – Migration als Ressource der Stadtentwicklung“, Ltg. Pro. Dr. Detlev Ipsen

„Kulturtempeln“ des „neuen“ Landes stattfindet. Ausnahmen bestätigen diese bittere Regel.

Respekt ermöglichen: Die Ausstellung „Dein Lächeln soll zu Perlen werden – Oyas aus der Türkei“ (1985) zeigte eine Sammlung von Kopftuchspitzen, die als spezielle Frauensprache fungieren und höchst kunstfertig gearbeitet sind. Im Rahmen der Ausstellung konnten Berliner türkische Frauen ihre hohen kunsthandwerklichen Techniken zeigen. Sie, die sonst vor allem als Putzfrauen im deutschen Alltag präsent waren, wurden von deutschen Frauen, ihren potentiellen Arbeitgeberinnen, bewundert, weil sie über Fertigkeiten verfügen, die in Deutschland kaum mehr vorhanden sind, sie wurden stolze und glückliche Lehrerinnen.

Partizipation vorsehen: In dem Projekt „Auf der Suche nach Heimat“ arbeiteten Künstlerinnen mit Migrantinnengruppen zu dem Thema Heimat⁶ und versuchten mit ihnen, ihren Gefühle zu diesem schwierigen Thema eine Form zu geben. Fünf sehr unterschiedliche Installationen waren das Ergebnis. Eine hervorragende Weiterentwicklung fand dieser Ansatz durch drei argentinische Künstlerinnen in dem Projekt „Migrantas“, wo sie – selbst in der Fremde – aus spontanen Zeichnungen der Migrantinnen zu von allen erlebten Erfahrungen und Gefühle – als gleichsam „gemeinsamen Nenner“ - Piktogramme entwickelten, von denen einige auch als Plakate im öffentlichen Stadtraum präsent waren. Es war eine höchst geglückte Kombination von Partizipation und professioneller künstlerischer Arbeit zu erleben.⁷

Voraussetzungen für Empowerment schaffen: In Neukölln-Nord haben die meisten Grundschulen über 80% Kinder nicht-deutscher Herkunft, wie der Fachterminus lautet; in nicht wenigen Klassen sind es über 90%. Gerade aus dieser Schulrealität heraus hat sich eine große Bereitschaft der Lehrer entwickelt, auch andere Formen des Unterrichts zu suchen. Gerade Theaterarbeit spielt eine große Rolle. Das Kulturamt versucht durch ein besonderes Programm, diese Arbeit zu unterstützen und zu qualifizieren, indem sie den Lehrern auf ihre Anforderung hin Künstler an die Seite stellt – Schauspieler, Tänzer, Figurentheaterbauer und –spieler, Dramaturgen, Artisten. Daraus hat sich das Neuköllner Künstler-Schüler-Lehrer-Programm entwickelt, das nicht nur wunderschöne Produktionen zeitigte, sondern sich auch als nachhaltiges Weiterbildungsprogramm für Lehrer und Kontakthof mit den Eltern erwies. Bundesweit preisgekrönte Produktionen wie „Rabababatz auf dem Hermannplatz“ (Franz-Schubert-Grundschule und Neuköllner Oper) oder das Zirkusprojekt, das Kinder der Karlsgarten-Grundschule mit alten Artisten und einer Tänzerin entwickelten, stehen dafür. Empowerment für die Kinder – und zwar für die, die sonst nicht von olympischen Strahlen erwischt werden, war die entscheidende Erfahrung.

Kooperation mit Schule: Es ist schier unmöglich, auf den für uns normalen Kommunikationswegen Interessenten aus dem multiethnischen Spektrum für unsere Angebote zu finden, weil vieles davon zu fremd und unbekannt ist. Deshalb ist der Weg, Kinder für Kulturprojekte zu interessieren und dies über die Schule zu tun, weil so zumindest theoretisch alle Kinder davon erfahren und die Chance zur Teilhabe gegeben ist. Ist über gemeinsame Aktivitäten der Schulklasse erste Nähe und Vertrautheit da, so können weitere Kontakte entstehen. Insbesondere die

⁶ In Kooperation mit dem Verein „Hilfe für ausländische Frauen und Mädchen e.V.“

⁷ www.migrantas.com

Grundschulzeit ist die entscheidende Lebensphase für erste Annäherungen.

Gesprächsanlässe schaffen: Im Rahmen einer Entimon-Förderung („Kulturnationen Neukölln“) realisierten wir das Projekt „Gute Töchter, gute Söhne“. Im Kontext der Leitkultur-Diskussion begaben wir uns auf die Suche nach den wichtigsten Grundwerten der in Neukölln lebenden Ethnien. Die wichtigste Rolle spielten Ehre, Respekt, Scham, Gehorsam und – ein bißchen abgeschlagen – Toleranz, die Unterschiede werden beim Aufeinanderprallen der Kulturen in critical incidents sichtbar. In Kunstinstallationen, Wissenstools, kleinen Archiven wurden diese Neuköllner Leitkulturen erfahr- und recherchierbar, vorbereitet und begleitet durch viele Workshops in Schulen, Kontakte mit Eltern, Lehrern, Communities. Von zentraler Bedeutung waren Führungen für Jugendliche und Diskussionen in der Ausstellung durch „Young Professionals“ deutscher und nicht-deutscher Herkunft und ausführliche Gespräche in der Form kleiner Talkshows mit Community-Vertretern über Erziehungskonzepte und Generationskonflikte.⁸

Mitverantwortlichkeit der Communities: In einem anderen Entimon-Projekt, „Neues aus Babylon“, gemeinsam getragen von der Bürgerstiftung Neukölln, der Stadtbibliothek und dem Kulturamt beschäftigen wir uns mit der Rolle von Sprache(n) in einem multiethnischen Kontext: Wie kann, darf, muss eine öffentliche Bibliothek darauf reagieren? Wie ist mit der Vielfalt von Sprachen als ein Schatz der Weltkulturen im Sinne der Bewahrung kultureller Vielfalt umzugehen? Es geht um nachhaltige Änderung von Strukturen der Bibliothek, um Öffnung der Köpfe, der Buchregale und der Lesesäle, aber auch um ehrenamtliches Engagement und um Mitverantwortlichkeit der Communities für den lebendigen Erhalt ihrer Sprache.

Gemeinsames bürgerschaftliches Engagement: Handfest beteiligt war das Kulturamt an der Geburt der Bürgerstiftung Neukölln⁹, seit November 2005 mit über 100 Gründungstiftern als Stiftung anerkannt. Getragen war der Gründungsgedanke vom Glauben an die Notwendigkeit eines Paradigmenwechsels: Erkenntnis der Potenziale und nicht nur der Belastungen, die Multiethnizität bedeutet. Multiethnizität erfordert gesellschaftliches Lernen zur Bewältigung des großen Konfliktpotentials. Bürgerschaftliches Engagement für Annäherung an und Wahrnehmung von gesellschaftlicher Teilhabe zu aktivieren ist im Kern das Ziel der Neuköllner Bürgerstiftung. Klar ist, dass es nicht um „stellvertretendes Handeln“ bürgerschaftlich engagierter Gutmenschen gehen kann, sondern dass diese Bereitschaft zu gemeinsamem bürgerschaftlichem Engagement auch aus den Migrantengemeinschaften kommen muss. Dies ist auch die letztendlich entscheidende Voraussetzung für Integration: Sie gelingt nie durch „fürsorgliche Belagerung“, sondern nur durch „Empowerment“, also Ermutigung zu eigener Handlungsfähigkeit. Darin liegt die Chance zur Identifikation mit dem, was man selbst mitgeschaffen hat – und da beginnt Mitverantwortung. Das Modell Bürgerstiftung ist ein Weg zur Entwicklung eines multiethnischen Gemeinwesens in gemeinsamer Verantwortung. Dies soll vor allem durch das selbstbestimmte und selbstgewählte gemeinsame Handeln von Menschen, die sich kennen und achten gelernt haben, erreicht werden. Es ist ein weiter Weg, aber für eine Kommune wie Neukölln ohne Alternative.

⁸ Dokumentation erhältlich beim Kulturamt Neukölln

⁹ vgl. www.neukoelln-plus.de

Neuköllner Leitlinien

Aus den aufgeführten – und vielen anderen – Erfahrungen haben sich Leitlinien und Arbeitsprinzipien entwickelt. Deren Darstellung kann – wie bereits erwähnt – immer nur ein Zwischenergebnis auf einem langen Weg sein.

Kunst- und Kulturpolitik in einem Bezirk wie Neukölln muss sich – stärker womöglich als anderswo – an dem Ziel der kulturellen Teilhabe orientieren. Kulturelle Teilhabe sollte das viel schöner klingende Ziel der „Kultur für alle“ ablösen, die zwar die Öffnung für alle postulierte, aber nicht mitdachte, dass Öffnung nicht reicht, um einen Raum zu betreten. Teilhabe bedeutete, die Voraussetzungen zur Teilhabe mitzubedenken. Wenn die Erfahrung dominant ist, dass die meisten der Neuköllner – Aborigines wie Migranten – die Kulturinstitutionen nicht betreten, müssen andere Wege gegangen werden: Kultur muss dort präsent sein, wo die Menschen sind. Nur dies erklärt den großen und langfristigen Erfolg unserer sommerlichen Konzertreihe „Sommer im Park“.

Für diesen Schritt muss ich allerdings überzeugt sein, dass kulturelle Teilhabe einen wichtigen Beitrag zu sozialer, gesellschaftlicher Teilhabe leisten kann. Kultur kann nicht die harten gesellschaftlichen Schranken abbauen, die durch Arbeitslosigkeit, Armut, fehlende Bildungschancen errichtet werden, die gerade in Neukölln-Nord sehr hoch sind. Sie kann zwar Menschen selbstbewusster und stärker machen und damit Selbstbehauptungspotential freisetzen, man muss sich aber vor allen Allmachtsgedanken, die in „Kultur“ hineingelegt werden, hüten. In den Banlieues um Paris gab und gibt es gute, interessante Jugendkulturprojekte – sie waren nicht in der Lage, die erniedrigenden Erfahrungen der Jugendlichen mit der französischen Gesellschaft wettzumachen. Wie auch? Ebenso wenig kann lokale Kulturarbeit den weltweiten „Clash of Cultures“ beheben – sie ist aber dennoch möglich und sinnvoll. Trotz Karikaturen- und Kopftuchstreit arbeiten wir gut und intensiv mit arabischen Communities zusammen.

Denn: Kunst und Kultur können als Impetus Kräfte entfalten, die Menschen, Gruppen, Gemeinwesen stärker machen. Kunst und Kultur bietet insbesondere durch ihre Vielfalt von Ausdrucks- und Sprachmöglichkeiten die Chance, Kommunikationsbrücken zu bauen – nicht um abzulenken oder zu harmonisieren, sondern um auf andere, vielfältige Art und Weise Wissen übereinander zu erwerben und zu vermitteln. Die andere Sprachfähigkeit von Kunst, ihre Fähigkeit, ungewohnte, unübliche Sichtweisen zu nutzen, zuzuspitzen, zu übertreiben und zu provozieren, auf andere Ebenen zu transferieren, komplexe Situationen zu dekonstruieren, künstliche „Versuchsanordnungen“ zu schaffen, die spielerisch-experimentell Problem- und Lösungsvarianten möglich machen, in andere, fremde, gegnerische Rollen zu schlüpfen, Empfindungen und Befunde zu formulieren, die zu verbalisieren zunächst oder gar nicht möglich ist. Sie nutzt die Möglichkeit des „social impact of the arts“, der gerade Menschen, die von verbaler (intellektueller) Kommunikation benachteiligt sind, selbstbewusster und ausdrucksfähiger machen kann, weil sie andere Ausdrucksformen als verbale Sprache finden, in denen sie sehr erfolgreich sein können. Dies bedeutet „Empowerment“ – „Stärker werden“, und es ist das Beste, was wir denen, die am Rand der Gesellschaft stehen oder von ihr ausgegrenzt werden, zukommen lassen können. Diese Kraftübertragung der Kunst versuchten wir in der Ausstellung „Impetus“ über Kunstprojekte in sozialen Brennpunkten zu dokumentieren.¹⁰

¹⁰ Buenos Aires, September 2004

Kunst- und Kulturprojekte können, indem sie Unterschiede zwischen den Kulturen benennen und zuspitzen, andere Perspektiven zulassen und Foren des Verstehens und der Akzeptanz werden. Es geht keineswegs um Löschen der Differenz, die zwischen den vielen Ethnien in Neukölln bestehen, weil sie Ausdruck der „cultural diversity“ sind – und dies bedeutet Vielfalt wie Differenz. Diese Differenz, die im alltäglichen Zusammenleben oft als Last, als Stein des Anstoßes, an Anlass für Konflikte herhält, die in manchen Kontexten als übermächtig empfunden wird, nicht nur als Last, sondern auch als Potential von Kraft und damit als Bereicherung wahrzunehmen kann in dem Arbeitsfeld Kunst/ Kultur gelingen, wenn es glückt, Menschen zum Wahrnehmen der Differenz und ihren neuen Möglichkeiten zu gewinnen. Dies war der Hintergrund der Projekte „Gute Söhne, gute Töchter“ und „Neues aus Babylon“.

Differenzen selbstbewusst benennen zu können und nicht hegemonistisch oder beleidigt zu behaupten oder zu unterdrücken muss die Haltung zu den ethnischen Gruppen und Communities bestimmen, die zu einem partnerschaftlichen Verhältnis führen kann: Dies ist ein Essential der „Neuköllner Linie“. Die meisten der Neuköllner Communities sind für uns wichtige Partner. Es gelingt wesentlich leichter, über diese Strukturen mit den Migranten in Kontakt zu kommen als mit einzelnen, die außer den notwendigsten Kontakten beim Einkaufen und beim Arzt keine Verbindung in ihre Neuköllner Umwelt haben. Die Rückversicherung in bekannten Strukturen des Vereins, der Community, bei bekannten, vertrauten Menschen gibt eher Mut, sich dem Fremden auszusetzen. Aber auch weitgehend hier heimisch gewordene Migranten suchen immer wieder diesen emotionalen Schutz. Kunst, Kultur, Sprache, Essen spielen eine wichtige Rolle. Wir müssen das Eigenleben der Communities in Eigenverantwortung zulassen und auch Gast sein können auf unserem eigenen Territorium. Auch in den Förderstrategien müssen wir das Beharren auf eigene Kulturtraditionen als feste Größe bedenken.

Das Erkennen und Benennen von Differenz ist zugleich die Basis des gemeinsamen Aushandelns von Spielregeln des Miteinander-Umgehens, bestimmt durch Grenzen innerhalb der Kulturen, aber auch durch Grenzen, gesetzt durch Verfassung und Menschenrechte, wie z.B. die Gleichberechtigung von Mann und Frau oder das Recht auf Bildung resp. die Schulpflicht. Diese Basis gelingt nachhaltiger, wenn sie sich nicht auf Ge- und Verbote berufen muss, sondern Ergebnis eines Aushandlungsprozesses ist.

Migranten dürfen nicht zum „Sonderforschungsbereich“ werden, sie sind selbstverständlicher Teil unseres lokalen kulturellen Lebens und damit auch unserer Kulturarbeit. Dies ist ein Desiderat, das wir nur partiell eingelöst haben.

Migranten sollen überall in der Kulturpraxis vorkommen, als Produzenten und Rezipienten, als Subjekte und Objekte. Dies ist uns gelungen in der Arbeit des Museums Neukölln: Ob Liebe, Sport, Wirtschaft, Geburt, Kriegsende und Nachkriegszeit – immer sind selbstverständlich Migranten involviert. Dies schlägt sich – vor allem im Begleitveranstaltungsbereich – auch in der Zusammensetzung der Besucher nieder.

Das Desiderat erfüllt sich hervorragend in der Konzertreihe „Sommer im Park“, wo Besucher wie Musiker aus aller Welt auf und vor der Bühne sitzen, in einem Ambiente, wo Schwellenangst fremd ist. Dort hören Russen auch Türken zu, ebenso wie alte Leute Free Jazz genießen. Unser Publikum ist ein wunderbarer Querschnitt der Neuköllner.

Dies gelingt nicht im traditionellen Veranstaltungsbereich. Hier liegen unsere großen Defizite.

Migranten müssen Mit-Entscheider und Mit-Produzenten werden. Man ertappt sich immer wieder in sozialarbeiterischer Versorgungshaltung, die unbedingt von sich gegenseitig vertrauender Partnerschaft abgelöst werden muss – auch durch das abgeben von Verantwortung. Das fällt sehr schwer, denn es gilt auch Pannen auszuhalten.

Wir arbeiten seit 1982 in Partnerschaft mit dem „Internationalen Arbeitskreis“ (früher „Ausländerarbeitskreis der Kreissynode des Kirchenkreises Neukölln“), mit dem wir seitdem unser großes Kulturfest „Kiez International“ durchführen, seit acht Jahren auch mit der „Werkstatt der Kulturen“. Dieses Fest (und noch viel mehr seine Organisation) ist eine Sichtbarwerdung von Vertrauen und gegenseitiger Achtung, des kulturellen Zugewinns, den Migration für Deutschland gebracht hat. Da trägt sich auch – wenn gerade alles klappt – Schwelgen in den Freuden von Multikulti zu, aber eines, das genau über die Probleme des nächsten Tages Bescheid weiß.

In diesem Arbeitskreis sind alle relevanten Migrantengruppen und Beratungseinrichtungen Neuköllns vertreten, auch nicht-christliche Gruppen. Seit einigen Jahren gibt es einen Beirat für Migration im Bezirk, er hat aber die Funktion dieses Arbeitskreises nicht übernommen: Hier geht es um Kooperation, dort um Interessensvertretung.

Seit 15 Jahren ist ein Migrantenvvertreterin mit Sitz und Stimme im Beirat für dezentrale Kulturarbeit und bestimmt mit über die Vergabe der bezirklichen Fördergelder. Auf sie wird gehört.

Die Hauptaufgabe eines Kulturamtes ist es – und der Berliner Kernaufgabenkatalog, die Arbeit der Kunst- und Kulturämter betreffend¹¹, hat dies soeben bestätigt -, Kunstproduktion zu ermöglichen, ein angemessenes Kulturangebot zu gewährleisten und Teilhabe am kulturellen Leben zu ermöglichen. So wie wir durch Migration Konsequenzen der Globalisierung unmittelbar erleben, so sollte sich dies auch in unserem Kulturangebot widerspiegeln, indem es sich als weltoffen, international, global orientiert präsentiert. Kunstsprachen aller Welt sollen möglich sein, bei Künstlerförderung soll nur der Wohn- oder Arbeitsplatz Neukölln, nicht aber der deutsche Pass vorausgesetzt werden. Entscheidend muss immer die künstlerische Qualität sein, die sich aber nicht immer europäischen Werturteilen beugen will. In Berlin, in Neukölln leben Künstler aus aller Welt. Manchmal habe ich den Traum, dass die besten (oder wenigstens sehr gute) Künstler aus aller Welt ihren Landsleuten in Neukölln begegnen sollten. Manchmal gelingt dies, wenigstens ansatzweise. Für die Neuköllner Migranten ist dies sehr wichtig, aber nicht nur für die: Wenn wir schon Menschen aus 165 Nationen in Neukölln beheimaten, so sollten wir auch bemüht sein, diese durch sie vertretene kulturelle Vielfalt als kulturellen Reichtum zu präsentieren. So zeigen wir insbesondere Bildende Künstler aus aller Welt in unseren Galerien und lassen Musiker ihre anderen Musiksprachen zum Klingen bringen.

Kulturarbeit kann die große Chance der Kommunikationsplattform bieten. Genau daran mangelt es im Regelfall in multiethnischen Gemeinwesen zwischen den notwendig zu beteiligenden Akteuren. „Ausländerbeiräte“ lösen dies Problem nicht. Sie agieren als Interessenvertreter und sind auf ihre Identität bedacht, nicht aber auf kommunikative (verändernde) Prozesse.

Kunst und Kulturprojekte können als „gemeinsame dritte Sache“, als Fokus, als Labor für Situationen des gemeinsamen Agierens und als Plattformen des gemeinsamen Gesprächs dienen, die Kennenlernen und Handeln auf verschiedenen

¹¹ Bericht der 2.Strukturkommission zur Situation der bezirklichen Kulturarbeit. Im Auftrag der Senatsverwaltung für Wissenschaft, Forschung und Kultur. Berlin 2006

Ebenen ermöglichen – außerhalb der Konfliktsituationen, in denen sonst Kontakt meist stattfindet, außerhalb von existentiellern Leistungsdruck, frei von Angst. Manchmal geht es „nur“ darum, Gelegenheit, Raum und Zeit zu schaffen, um sich gegenseitig zuzuhören. Dieses Defizit, das eine Formulierung und Realisierung gemeinsamer Interessen und Erfahrung produktiver Vielfalt blockiert, ist so leicht und zugleich so schwer zu beheben. Bei genauerem Hinsehen auf den interkulturellen Alltag wird deutlich, wie riesig es ist.

Hindernisse und Probleme

Wenn man es im Prinzip weiß, wie Kulturarbeit und Kulturpolitik in multiethnischen Kontexten gut gelingen könnte, bleibt doch die große Frage, warum man so oft scheitert, diese Arbeit nicht nur in einzelnen Projekten, sondern langfristig und nachhaltig zu realisieren.

1. Unwissenheit und Vorurteile

Es gibt viele Gründe für das Nichtgelingen, die sicher auch zu einem guten Teil in Residuen monokulturellen Denkens in unseren Köpfen einerseits und missionierendem Gutmenschentum andererseits liegen. Hier hilft nur strenge Selbstkontrolle. Und es gibt Vorurteile: Migranten werden allzu häufig gleichgesetzt mit bildungsfernen armen Menschen. Das „arm“ stimmt leider sehr oft (es sei denn, man bewegt sich in Botschafts- oder Konzernnähe). Die „Bildungsferne“ aber stimmt oft nicht, insbesondere dort, wo es um Migranten geht, die aus politischen Gründen ihre Heimat verlassen mussten oder weil sie dort nicht genügend Bildungschancen hatten. Es gibt zahlreiche Communities, in denen viele Akademiker, Geistes- wie Naturwissenschaftler, Techniker, Sozialwissenschaftler, Mediziner, Architekten, Journalisten, Schriftsteller, Künstler, Musiker Rückhalt finden, sei es aus den Arabischen Ländern, aus Afrika, aus Asien oder aus der ehemaligen Sowjetunion. Sie als Partner zu gewinnen wäre wichtig. Und: Wir sollten genau wissen, mit welchen Migranten mit welchen kulturellen Interessen wir es zu tun haben. Dies ist eine Voraussetzung für Gelingen. Oft wissen wir genau dies nicht.

2. Mangelnde Vertrauensbasis

Es gibt zu wenig Kenntnis über die Migranten (und es ist kaum möglich, dies hinreichend aus Statistiken und von Meldeämtern zu erfahren), es gibt aber noch weniger Kenntnis der Migranten. Es fehlt Zeit und Raum bzw. wir nehmen uns diese nicht, um die Menschen und ihre Schicksale kennenzulernen. Es gab früher einen Spruch, der lautete: Es wurden Arbeitskräfte gerufen, und es sind Menschen gekommen. Darüber war man vor 40 Jahren erstaunt, und man weiß bis heute wenig über sie.

Das Kennen der Menschen ist Voraussetzung für die Schaffung einer Vertrauensbasis, die wiederum Voraussetzung für erfolgreiche partnerschaftliche Kulturarbeit ist. (Es müssen ja nicht alle 100 000 Neuköllner nicht-deutscher Herkunft sein.)

3. Fehlende Mitarbeiter nicht-deutscher Herkunft

Zum einen fehlen für eine auf Vertrauen und Verständnis aufbauende Kulturarbeit Mitarbeiter, denn mit vielen Menschen im Gespräch sein und deren Erfahrungen, Ideen und Wünsche in die Arbeit einzubringen kostet viel Zeit, mehr als ein Fragebogen-Kundenmonitoring. Es fehlen aber insbesondere Mitarbeiter aus nicht-deutschen ethnisch-kulturellen Zusammenhängen, die auf einer sehr viel direkteren

Kommunikationsbasis mit den Migranten ins Gespräch kommen können, weil sie als ihresgleichen angesehen werden (auch wenn sie einen anderen ethnisch-kulturellen Hintergrund haben: Das gemeinsame „Migrant-sein“ verbindet). Da in Berlin neue Festanstellungen im öffentlichen Dienst zur Zeit überhaupt nicht möglich sind und im sogenannten „Stellenpool“, früher „Überhangliste“ genannt, diese ethnisch diversen Menschen auch nicht warten, dass wir sie rufen, ist hier minimale Kurskorrektur nur durch kurzfristige Zeitverträger möglich – eine sehr unbefriedigende Lösung.

4. Ethnische Segregation der Kultureinrichtungen

Kultureinrichtungen der Autochthonen werden von den Migranten bis auf sehr wenige Ausnahmen gemieden. Kulturveranstaltungen der Migranten werden fast ausschließlich communitybezogen besucht. Ausnahme: Kinder (weil sie mit ihrer Schulklasse oder Kita-gruppe kommen). Sie sind möglicherweise der langfristige Schlüssel, diese Tür zu öffnen.

5. Geld

Bewusst am Schluss genannt, aber doch wichtig.

In allen Kultureinrichtungen wird der Etat zunehmend von den „festen Kosten“ aufgefressen, und der Etat eines Kulturamtes wird fast ausschließlich von seinen Einrichtungen für deren „feste Kosten“ in Anspruch genommen. Die „freie Spitze“ für Programmmittel, mit denen Akzente zu setzen wären, insbesondere aber die Fördermittel für Kunst- und Kulturprojekte werden immer geringfügiger. In einigen Berliner Bezirken sind sie gänzlich verschwunden.

Eine konsequente Kulturarbeit in einer multiethnischen Kommune setzt eine sehr sorgfältige Förderstrategie voraus, die Community-Projekte, Qualifizierung und Experimente möglich macht bzw. herausfordert. Und dies ist ohne finanzielle Förderung nicht zu leisten.

Ist wichtige Leitlinie für erfolgreiche Kulturarbeit die Beachtung des Teilhabe-Prinzips, so können allen Erkenntnissen nach die kulturellen Bedürfnisse der Migranten nur sehr partiell in unseren Institutionen, die unser Geld auffressen, befriedigt werden. „Kultursensible“, d.h. auf unterschiedliche Ethnien reagierende Kulturarbeit erfordert das Überschreiten unserer eigenen Schwellen nach draußen. Und dafür brauchen wir Geld, insbesondere dann, wenn wir in durch Bildungsferne und Armut zusätzlich belasteten multiethnischen Gemeinwesen arbeiten. Dies Geld benötigen wir, und wir sollten nicht immer neue Salti mortales der Innovation und Originalität schlagen müssen und unsere Kreativität durch Antragslyrik aufbrauchen müssen.

Schlussbemerkung

Bettina Heinrich, die Kulturreferentin des Deutschen Städtetages variierend gilt: Multikulturelle Kulturarbeit in einer pluralen und heterogenen Stadtgesellschaft gleicht einer Gratwanderung zwischen Grenzöffnung und Grenzziehung, Konsens und Konflikt, Integration und Segregation, Identitätswahrung und Hybridisierung, Nähe und Ferne, Eigenem und Fremdem, Neugier und Zurückhaltung, lokaler Globalität und globaler Lokalität.

Auf jeden Fall ist sie eine ständige Herausforderung.

Veröffentlicht in:

Institut für Kulturpolitik (Hrg): Beheimatung durch Kultur. Kulturorte als Lernorte interkultureller Kompetenz. Essen 2007